

ERFAHRUNGEN

BETÜL LICHT

In meiner Not  
rief ich die Eule

Eine verlorene Kindheit



Betül Licht wurde 1955 in der Türkei geboren und verbrachte dort ihre Kindheit. 1965 kam sie mit ihren Eltern nach Deutschland. Aufgrund der Kulturunterschiede zwischen ihrer Heimat und Deutschland setzte sie sich schon sehr früh mit dem Thema Migration auseinander. Sie begleitet Migrantinnen und Migranten in einem sozial-psychiatrischen Beratungszentrum in Hamburg.

Betül Licht beschreibt die Erlebnisse ihrer Freundin Fatma, und wie ihre Freundschaft dazu beitrug, ihre Geschichte aufzudecken.



Betül Licht

# In meiner Not rief ich die Eule

Eine verlorene Kindheit

Mit einem Nachwort von  
Marianne Röhl



# BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH

## Band 61663

1. Auflage: Dezember 2009

Vollständige Taschenbuchausgabe

Bastei Lübbe Taschenbücher in der Verlagsgruppe Lübbe

Copyright © 2008 by Hoffmann und Campe Verlag,  
Hamburg

Für diese Lizenzausgabe:

Copyright © 2009 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,  
Bergisch Gladbach

Titelbild: © Tamara Reynolds/CORBIS

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Autorenfoto: © Asmus Henkel

Satz: Hoffmann und Campe Verlag

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Druck und Verarbeitung: CPI – Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-40461663-3

Sie finden uns im Internet unter

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich  
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Für Christel von Deyn,  
die mir geholfen hat,  
meinen inneren Schatz zu heben.



# Inhalt

|         |                                 |     |
|---------|---------------------------------|-----|
| 1. Teil | Reise ins Ungewisse             |     |
|         | Tod des Vaters                  | 11  |
|         | Fatmas erster Brief             | 21  |
|         | Die Verdrängung des Schmerzes   | 49  |
| 2. Teil | Abschied von der Heimat         |     |
|         | Warten                          | 57  |
|         | Fatmas zweiter Brief            | 58  |
|         | Alles wird gut!                 | 97  |
| 3. Teil | Abschied von der Kindheit       |     |
|         | Hoffen                          | 107 |
|         | Fatmas dritter Brief            | 109 |
|         | Babaanne hinterlässt eine Lücke | 147 |
| 4. Teil | Gewalt und Isolation            |     |
|         | Die unsichtbare Briefleserin    | 157 |
|         | Fatmas vierter Brief            | 159 |
|         | Die Gewalt der Frauen           | 199 |
| 5. Teil | Neubeginn                       |     |
|         | Möge der liebe Gott alles       |     |
|         | zum Guten wenden                | 207 |
|         | Mein Brief an Fatma             | 208 |
|         | Fatmas fünfter Brief            | 210 |
|         | Ein Stück Heimat in Deutschland | 241 |
|         | Fatmas sechster Brief           | 244 |
|         | Zwei Länder, zwei Kulturen –    |     |
|         | keine Heimat                    | 246 |
|         | Nachwort von Marianne Röhl      | 251 |
|         | Dank                            | 255 |



# 1. Teil Reise ins Ungewisse



## Tod des Vaters

Eines Morgens lag ein Brief von meiner Freundin Fatma im Postkasten. Sie hatte mir angekündigt, vor ihrer Reise in die Heimat zu schreiben. Voller Neugier hatte ich auf den Brief gewartet, ohne jede Vorstellung, was er mir Neues bringen könnte. Wir waren sehr vertraut, besprachen alles miteinander, und ich hatte immer gedacht, wir hätten keine Geheimnisse voreinander.

In letzter Zeit war Fatma durch die belastenden Ereignisse der vergangenen Monate zunehmend schwächer und nervöser geworden. Das war mir nicht verborgen geblieben. Sechs Monate zuvor war unerwartet ihr Vater gestorben. Fatma konnte den Verlust und ihre Trauer nicht überwinden, hinter ihrer Fassade zerbrach sie immer mehr. Meine Sorge um sie wuchs. Sie freute sich auf ihren Onkel, denn der Vater würde durch ihn ein Stück lebendig werden in ihr, sagte sie bei unserem letzten Telefonat vor ihrer Abreise in die Türkei.

Die Erinnerung an den Moment, als mich Fatma anrief, um mir die Todesnachricht zu überbringen, geht mir auch heute noch unter die Haut. Ich konnte es nicht fassen, fühlte mich überwältigt und fand nur sehr schwer tröstende Worte, die sie erreichen konnten. Sie war nicht mehr sie selbst. Damals überschlugen sich die Ereignisse in ihrem Leben. Innerhalb weniger Monate gaben sich Tod und Geburt die Hand. Ein halbes Jahr bevor Fatmas zweiter Sohn zur Welt kam, erfuhr ihr Leben eine einschneidende Wende. Es begann mit der Nachricht über die lebensbedrohliche Erkrankung ihrer Großmutter väterlicherseits. Diese Botschaft aus der Heimat schlug wie ein Blitz in die Familie ein und traf Fatmas Vater sehr schwer. Sehr wahrscheinlich habe die

Großmutter ein Magenkarzinom und nicht mehr lange zu leben, hieß es.

Mit einem tief im Herzen sitzenden Schrecken flog Fatmas Vater sofort zur Mutter in die Heimat. Der Sohn aus der Fremde, die Freude, ihn wiederzusehen, gaben ihr so viel Lebensmut, dass sie langsam wieder zu essen begann. Ihre eigenwillige Art blitzte von Tag zu Tag immer häufiger auf, und sie wurde lebendiger. Sowohl der Arzt als auch die Dorfgemeinschaft hofften auf eine Genesung. Beruhigt von dieser Entwicklung, kehrte Fatmas Vater mit dem Versprechen, sehr bald mit der ganzen Familie zu kommen, nach Deutschland zurück.

Gleich nach seiner Ankunft bereitete er die seiner Mutter versprochene Reise vor. Doch mitten in den geschäftigen Vorbereitungen, die den Beigeschmack eines endgültigen Abschieds bargen, wurde er durch die Nachricht vom Tod der Mutter erschüttert. Sein Schmerz war überwältigend. Er hatte sich nicht mehr von ihr verabschieden, sie nicht gemeinsam mit seiner Familie beisetzen können. Er war doch ihr jüngster Sohn, zu dem sie die innigste Verbindung hatte. Es war, als wäre ein Teil von ihm mit ihr gegangen.

Einige Tage später, so erfuhr ich aus den Erzählungen, litt Fatmas Vater plötzlich unter diffusen Bauchschmerzen und einer Thrombose im Bein. Meine hochschwangere Freundin begleitete ihren Vater von Arzt zu Arzt, von einer Untersuchung zur anderen. »O.B.«, ohne Befund, hieß es immer wieder. Die Thrombose konnte behandelt werden, die starken Schmerzen im Oberbauch blieben. Der behandelnde Internist meinte, die Schmerzen seien psychisch bedingt. Der Vater habe den plötzlichen Tod seiner Mutter nicht verarbeiten können. Den unausgedrückten Kummer über den Verlust würde er nun als körperlichen Schmerz erleben.

Die Familie versuchte, die Worte des Internisten zu verstehen. Sie waren froh, dass sich keine ernsthaft bedrohliche Er-

krankung hinter diesen Schmerzen verbarg. Der Arzt hatte geraten, er solle mehr über seine Mutter und ihren Tod reden. Fatma fühlte sich, wie immer, dafür verantwortlich. Sie schlich um den Vater herum und versuchte, mal auf diesem, mal auf jenem Weg, das Gespräch darauf zu lenken.

»Für uns, die in der Fremde lebenden Menschen, bedeutet Abschied ein zukünftiges Wiedersehen. Wir tragen die Hoffnung in uns, eines Tages unsere Lieben in der Heimat wiederzusehen. Vielleicht gibt es auch eine Rückkehr, um ein Leben wie in den alten Zeiten leben zu können. Ich habe nie einen Gedanken daran verschwendet, dass der Tod uns endgültig trennen könnte. Ich hatte fest an unser Wiedersehen, das Wiedersehen mit meiner Mutter geglaubt.« Das hatte der Vater damals gesagt und Fatma dabei unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass er nicht mehr darüber sprechen wollte. Als es ihm dann nach und nach besser ging, glaubten Fatma und ich an die Diagnose des Internisten und dass die wenigen Worte, das Aussprechen jener Worte, etwas genützt hatten.

Die Geburt des zweiten Sohnes gab der Familie wieder Lebensmut. Zwischen dem Tod der Großmutter und seiner Geburt lagen zwei Monate. Die Familie war zwischen Trauer, Angst und Freude hin und her gerissen. Ich erschrak, als ich in jenen Tagen Fatmas Vater bei ihr traf. Er war sehr abgemagert, seine Gesichtszüge verrieten sein Leid, der Glanz in seinen schönen Augen war verblasst, als hätte sich sein Körper auf den Zerfall eingestellt. All das, was ich in diesem Moment wahrnahm, empfand, konnte ich Fatma nicht mitteilen. War es möglich, dass zurückgehaltene Worte über Tod und Verlust einem Menschen die Lebenskraft so sehr aus dem Leib saugen, ihn innerlich so ausmergeln konnten? Das konnte ich nicht glauben.

Schon bald schlichen sich die Schmerzen wieder ein und nahmen ein Ausmaß an, das Fatmas Vater arbeitsunfähig machte. Die Familie fühlte sich von seinen Schmerzen tyranni-

siert, hilflos und überfordert. Sie konnten ihm nicht helfen. Wieso redete er auch nicht über seine Gefühle und über den Tod seiner Mutter? Sie waren wütend auf ihn, weil sie dachten, er übertreibe und ließe sich gehen. Ja, sie behandelten ihn manchmal sogar wenig liebevoll, bis er eines Morgens vor lauter Schmerzen das Bewusstsein verlor. Fatma wurde sofort benachrichtigt und fuhr mit dem geschwächten Vater in die Klinik. Dort hieß es, er habe eine Thrombose im Bein und müsse auf jeden Fall im Krankenhaus bleiben. Gleichzeitig würde man die Schmerzen im Oberbauch abklären wollen.

Einige Tage später sprach der Oberarzt unter vier Augen mit Fatma. Ihr Vater sei hoffnungslos krank und habe nicht mehr viel Zeit zu leben. Der ganze Bauchraum sei voller Metastasen, und es sei wahrscheinlich auch nicht mehr möglich, den Tumorherd ausfindig zu machen, um eine Behandlung einleiten zu können. Wegen der Thrombosebehandlung könne man keine Gewebeproben aus den inneren Organen entnehmen, da die Blutung nicht gestillt werden könne. Eine Unterbrechung der Thrombosebehandlung berge hingegen das Risiko einer Lungenembolie, weil sich die Thromben womöglich von den Venenwänden ablösen.

Auch die Ärzte waren in dieser Situation rat- und hilflos. Nach etwa zweieinhalb Wochen entschied man sich dennoch dazu, Gewebeproben zu entnehmen, in der Hoffnung, den Tumor bestimmen und doch noch eine Palliativbehandlung einleiten zu können. Ich erinnere mich an den Abend vor diesem Eingriff noch sehr genau. Spontan machte ich an jenem Tag einen kurzen Krankenbesuch und traf die gesamte Familie. Sie berichteten mir von der noch geplanten letzten Untersuchung am nächsten Tag und dass der Vater dann auch bald entlassen werden könne. Wir wurden unterbrochen. Die Krankenschwester, die das Abendbrot brachte, stellte zugleich den Heparinperfusor ab. Mit diesem Gerät erhielt Fatmas Vater stündlich eine

festgelegte Menge des Medikaments, das die Thrombose behandelte und eine Lungenembolie verhinderte.

Der geschwächte Vater bat die jüngste Tochter, ihn zu füttern, da er selbst so entkräftet war. Alles schien mir so unwirklich, so bizarr, und ich verabschiedete mich sehr schnell. Sie alle wussten doch, welches Risiko diese Untersuchung mit sich brachte. Es ging um Leben und Tod in dieser Nacht. Das wollte gar nicht zu der feierlichen Aufbruchsstimmung passen, die ich dort erlebte. Jeder schien zu wissen, doch niemand ließ sich etwas anmerken. Auf dem Weg nach Hause überkam mich eine bleierne Trauer. Ich ahnte, er würde diese Nacht nicht überleben, und er würde ohne den Beistand seiner engsten Familie sterben müssen, weil sich keiner traute, offen mit ihm zu reden.

Fatmas Mutter wollte nicht, dass man mit dem Vater über seine Krankheit sprach. Er sollte glauben, er sei noch wegen der Thrombosebehandlung in der Klinik. Gemeinsam schmiedeten sie Pläne für die Zukunft. Er wollte nicht mehr in Deutschland leben. Seine größte Sehnsucht war es, wieder in die Heimat zurückzukehren. Er sei zu lange, viel zu lange in Deutschland geblieben, hatte er gesagt. Fatma und ich waren uns sicher, dass der Vater wusste, wie krank er war. Er hatte studiert, war allseits interessiert und stets auf dem neuesten Wissensstand. Er war einsam mit der Krankheit. Er tröstete alle, die erschrocken und betroffen reagierten, wenn sie seinen abgemagerten, zerfallenen Körper im Krankenbett sahen. Er war still, er war mit seiner Krankheit in die Stille gegangen.

Als er in dieser Nacht an der befürchteten Lungenembolie starb, schob man ihn in den Spülraum, weil es keinen anderen freien Raum gab. Die Einzige, die sich noch vom Vater verabschieden konnte, war Fatmas jüngere Schwester. Sie stand unter Schock im Stationsflur, konnte sich nicht rühren. Es gab niemanden auf der Station, der sie hätte in den Spülraum begleiten

können, die Krankenschwester war zu beschäftigt. Immer wieder musste sie in den Spülraum, um dort die Bettpfannen oder Flaschen der Patienten vom Morgenurin zu reinigen oder um die schmutzigen Waschschüsseln in eine Desinfektionslösung zu legen. Nein, Fatmas Schwester wollte sich nicht zwischen alten Schmutzwäschesäcken, Bettpfannen und Urinflaschen von ihrem Vater verabschieden.

Sie hatte Glück. Die Transportpfleger, die den Vater abholen kamen, waren Koreaner. Sie erfassten die Situation sofort. Fatmas Schwester wurde in den Arm genommen, getröstet und eindringlich gebeten, den Vater bis zum Leichenkeller zu begleiten. Dort wurde sie ermutigt, ja, sogar gedrängt, sich von ihm zu verabschieden. »Wir Ausländer müssen doch zusammenhalten. Bei uns werden die Toten auch anders behandelt. Ihr müsst euch verabschieden. Dein Vater von dir und du von deinem Vater. Das ist wichtig! Schau ihn dir an, bewahre seinen friedlichen Anblick in deinem Herzen!«

Fatma konnte sich nicht verabschieden. Sie verstummte, erledigte alles mechanisch, mit einem ausdruckslosen Gesicht. Der Tod des Vaters schuf eine Mauer um sie. Meine tröstenden Worte prallten an ihr ab. So bedeutungslos war alles geworden. Auch ich verstummte zunehmend in ihrer Gegenwart und half ihr, so gut ich konnte, ihren Alltag mit ihren beiden Söhnen zu bewältigen. Ihrem Ehemann, der sich stets liebevoll um sie und die beiden Kinder kümmerte, erging es nicht anders. Auch seine tröstenden Worte konnten sie nicht wirklich erreichen. Sie war vollkommen erschöpft, und all die schlaflosen Nächte mit ihrem kleinen Sohn gaben ihr den Rest. Dennoch blieb so vieles an ihr hängen. Ihrer Mutter sei es nicht möglich, die Verwandten über den Tod zu informieren, sagte sie. Der Bruder sei zu sehr mit den notwendigen Formalitäten beschäftigt, und die jüngere Schwester fühle sich ebenfalls nicht in der Lage, diese bedrückenden Anrufe zu übernehmen.

So fiel Fatma diese Aufgabe zu. Zerschlagen und dumpf überbrachte sie den Verwandten die Todesnachricht. Die Bestürzung und das Entsetzen waren groß. Man wollte ihr erst nicht glauben, dachte, sie wäre krank und erlaubte sich einen bösen Scherz. Dann hieß es, er habe sich bestimmt schuldig gefühlt, weil er sein Versprechen nicht eingehalten hatte, mit seiner ganzen Familie die Mutter zu besuchen. Fatma erklärte ihnen, sie würde für die Beerdigung mit dem Auto in die Heimat fahren. Der Leichnam würde aber mit dem Flugzeug nach Ankara überführt.

Innerhalb von elf Tagen fuhr Fatma mit ihrer Familie dreitausend Kilometer in die Heimat, beerdigte dort den Vater und fuhr wieder dreitausend Kilometer zurück nach Deutschland. Auch heute noch kann ich nicht fassen, wie sie das zusammen bewältigt haben. Es fuhren fünf Erwachsene – neben Fatma ihr Ehemann, Mutter, Bruder und Schwester – in diesem Auto mit. Fatmas eineinhalbjähriger Sohn wurde auf den Schoß genommen. Ihr zwei Monate altes Baby hatte sie schweren Herzens meiner Obhut übergeben.

Nach ihrer Rückkehr berichtete Fatma erschöpft und mit zitteriger Stimme über ihre Erlebnisse. Am Tag nach der Ankunft im Heimatdorf des Vaters seien bereits alle aus nah und fern, Verwandte, Freunde, ehemalige Arbeitskollegen, Bekannte und weniger Bekannte, gekommen, um zu helfen und zu trauern. Wie es der Sitte dieser Region entsprach, fuhren einige männliche Verwandte nach Ankara, um den Leichnam abzuholen. Währenddessen füllte sich der Bauernhof des Bruders mit seinen Gärten und den auf drei Häuser verteilten Wohnungen mit den Trauergästen. Die drei Geschwister waren überwältigt davon, wie bekannt ihr Vater in der Heimat gewesen war und wie sehr er von seiner Gemeinschaft geliebt und geschätzt wurde.

Die Männer machten Feuer und stellten riesengroße Kessel mit Wasser darüber, um später den Leichnam mit warmem Was-

ser zu waschen. Der Hoca, der Geistliche, traf ein, die Leinentücher wurden vorbereitet. Die Frauen mussten während der Zeremonien in den Häusern bleiben. Überall wurde geschnippelt, gekocht, gegessen, Tee getrunken, gebetet, geweint und gelacht. Man erzählte sich Geschichten über den Vater. Die Ältesten über seine Kindheit, die Gleichaltrigen hoben sein Mitgefühl, sein großes Herz und seine Aufrichtigkeit oder seine liebevollen Streiche hervor. Wie er die Kekse seiner Kinder heimlich für seinen feinen Jagdhund aus der Küche mopste, bevor er mit Gewehr und Jeep zum Jagen fuhr. Die Trauer um den Vater wurde unerträglich, weil es so viele Facetten an ihm gab, die die Geschwister in Deutschland nicht erlebt hatten und nun nicht mehr kennenlernen konnten.

Ein schriller Aufschrei ließ plötzlich alle verstummen. Mehrere Hunderte Kinder und Erwachsene standen regungslos da. Man hörte lediglich die Vögel zwitschern, sah die Sonne zwischen den Baumkronen hindurchblinzeln. »Sie haben ihn vergessen. Es ist wahr! Sie haben ihn ganz einfach vergessen. Er liegt irgendwo in Frankfurt! Das Flugzeug ist ohne ihn gelandet! Sie haben ihm das Leben genommen, jetzt sollen sie uns wenigstens seinen Körper zurückgeben. Diese Ungläubigen! Hier bei uns hätte er ein langes Leben gehabt!« Die Menge brodelte vor Empörung. Die Trauernden fühlten sich sehr verletzt. Er war doch ein Teil von ihnen allen. Wie konnte man mit einem Verstorbenen so umgehen? Umso mehr wurde nun für die Seele des Vaters gebetet. Zur Abenddämmerung hin verabschiedeten sich die Gäste nach und nach, um am nächsten Tag wiederzukommen.

Der Anruf aus Ankara am folgenden Tag brachte Erleichterung. Wie am Tag zuvor wurden die Vorbereitungen getroffen. Es kamen nun noch mehr Trauergäste. Schnell hatte sich dieses ungeheuerliche Ereignis herumgesprochen, und alle wollten den Vater in den Erzählungen der Hinterbliebenen erleben und

für seine Seele betend ihre Wertschätzung ausdrücken. Es geschah vielleicht auch aus dem Wunsch heraus, einen Ausgleich zu schaffen, der Gemeinschaft Trost und Heilung zu bringen.

Der Leichnam wurde sofort nach der Ankunft im Geburtshaus des Vaters von den Familienmitgliedern nach den islamischen Ritualen gewaschen, sorgfältig in Leinentücher gewickelt und achtsam in den Sarg zurückgelegt. Nach dem Mittagsgebet verschwand der Sarg zwischen den Männern, die ihn abwechselnd auf den Schultern zum Grab trugen. Die Frauen blieben weinend und klagend im Haus. Fatma stand als Beobachterin stumm am Rande der Szene, die sich ihr dort darbot. Innerlich zitternd und äußerlich erstarrt, erzählte sie später.

Auch in den Tagen bis zur Abreise kamen noch viele Bekannte, um gemeinsam zu trauern. Sie alle hatten den Vater vor zwanzig Jahren mit der Hoffnung, ihn bald gesund und munter wiederzusehen, verabschiedet. Einige von ihnen hatten lange auf ihn gewartet, weil sie mit ihm ein Geschäft oder eine Firma gründen, mit ihm einen Neubeginn wagen wollten. Bis zur Rückkehr der Familie nach Deutschland füllten sich die Häuser mit all den Geschichten aus gemeinsamen Tagen. Vor Fatmas geistigem Auge wurde die Zeit von vor zwanzig Jahren lebendig. Sehr gern wäre sie in diese Zeit zurückgekehrt und hätte die letzten zwanzig Jahre ungeschehen gemacht, hatte sie mir gestanden.

Was hatte sie bei unserem letzten Telefonat gesagt? Sie wisse, dass sie Hilfe benötige, dringend sogar. Durch den Tod des Vaters sei alles in ihr aufgebrochen. Oder hatte sie ausgebrochen gesagt? Sie wolle mit niemandem reden, zu groß sei der Schmerz. Sie fragte, ob sie mir schreiben dürfe, was ihr in den Sinn komme, ohne dass ich je ein Wort über das Geschriebene mit ihr wechsle; als wären jene Briefe von einer anonymen Person an mich gerichtet. Ich spürte Fatmas innere Not, ich spürte, wie ernst es um sie stand, und stellte keine Fragen, da-

mit sie sich nicht verschloss. In allen Punkten willigte ich ein. Ich gab ihr zu verstehen, dass die Briefe jener Person, die ich nicht kenne, gut bei mir aufgehoben seien und ich mit niemandem darüber sprechen würde. Ich hoffte inständig, dass die Reise in die Türkei und das Zusammensein mit ihren Verwandten ihr ein wenig innere Stabilität geben würden.

Der Brief, eigentlich müsste ich fast sagen, das Päckchen, hatte DIN-A4-Format und wog schwer. Hatte sie mir eine Zeitschrift oder ein Buch mitgeschickt? Mit ungewöhnlich sorgfältigen, groß geschriebenen Buchstaben hatte sie den Absender und die Anschrift geschrieben. Ich öffnete den Umschlag. Viele lose Seiten, hastig geschrieben und nicht durchnummeriert, lagen nun in meinen Händen. Ich heftete die Blätter zusammen und begann zu lesen.

## Fatmas erster Brief

Ich will mich lösen von den Fesseln der Dunkelheit in mir. Sie schnürt mich so ein, dass sie mich nicht leben lässt. Was ist dieses Dunkle, das mich nicht leben lässt und so machtvoll ist? Eine dunkle Gestalt, sie hat keinen Namen, keinen Geruch, keine Form.

Wenn mein Herz Augen bekommt, sieht alles anders aus, hell und bunt. In solchen Momenten möchte ich die ganze Welt umarmen, in solchen Augenblicken passe ich nicht in meinen Körper. Ich möchte weit werden, lachen und lachen. Mein Herz freigeben, tanzen und Liebeslieder singen. Ich will endlich leben. Alles scheint zum Greifen nah, und doch liegt es unerreichbar in der Ferne. Mit einer hoffnungslosen Sehnsucht bleibe ich zurück.

Ich spüre, wie sich das Dunkle in meinem Körper ausbreitet, jede Zelle in Besitz nimmt. Ich kann noch nicht einmal mit ihm reden. Das Verlangen, ihm eine Form zu geben, wird von Tag zu Tag stärker. Ich möchte ihm eine Form geben, damit dieser tägliche Kampf um ein bisschen Leben endlich aufhört und wir uns voneinander lösen können. Ich bin so müde vom Kämpfen und Weglaufen. Ich bin mit einem unbekannten Feind in meinem eigenen Körper eingesperrt. Ich halte es nicht mehr aus. Ich bleibe einfach stehen, rufe, schreie. Der Drang, ihm endlich zu begegnen, ist so groß: »Zeig dich endlich! Los, du Ungeheuer, zeig dich mir!«

Meine Kehle vibriert vor Aufregung und Angst. Ich schließe die Augen. Vor mir liegt ein schwarzer See, als wäre er mit Teer gefüllt. Ich möchte weglaufen, weit weg, irgendwohin. Ich

weiß, dass es keinen Zweck hat, wir sind wie siamesische Zwillinge. Das Gefühl, in einem Raum mit einem unbekannten Feind eingesperrt zu sein, treibt mich in den Wahnsinn. In dem schwarzen See sind viele Buchstaben, die sich zu Worten formen:

*Tiefe Trauer ohne Tränen*

*Leben ohne Gefühle*

*Demütigung ohne Schutz*

*Gewalt ohne Täter*

*Leiden ohne Trost*

Diese Worte lassen mein Herz rasen. Ich zittere am ganzen Körper, und gleichzeitig erstarre ich. Die Buchstaben formen sich zu Bildern. Vor mir steht eine dampfende Lokomotive. Um mich herum ist es sehr laut. Weinende Menschen mit Koffern, Kindergeschrei. Alle laufen durcheinander. Ich bin verwirrt. Das Gefühl, in der Menge zu ersticken oder verrückt zu werden, überkommt mich. Wo bin ich? Was mache ich hier?

In der Menge erkenne ich einige Gestalten. Sie werden immer deutlicher. Meine dreieinhalb Jahre jüngere Schwester hüpfte hin und her. Mein zwei Jahre älterer Bruder steht da, mit traurigen Augen. Liebevoll hält er die Hand der Mutter. Die beiden Großmütter. Meine vier Jahre ältere Tante. Und dann ein achtjähriges Mädchen, das ganz nah bei seinem Vater steht. Bilder aus der Vergangenheit, mit denen ich nichts mehr zu tun haben wollte, tauchen aus dem schwarzen See auf. Dieses achtjährige Mädchen hält sich ganz fest an den Vater, mit dem Wissen, was auf sie zukommen wird. Am liebsten möchte ich hingehen, das kleine Mädchen umarmen und beschützen. Ich möchte irgendetwas tun, damit die Ereignisse nicht stattfinden – sie einfrieren!

Doch der Lauf des Schicksals kann nicht angehalten werden. Er hat begonnen mit der Entscheidung, nach Deutschland zu ziehen. Die vielen grausamen Erlebnisse ungeschehen machen zu wollen, ist sinnlos. Ich habe es versucht. Daraus ist der schwarze See entstanden, der sich nun in mein Leben drängt. Entweder springe ich hinein und bin verloren, oder ich reinige den See, bis er klar und lebendig wird, springe dann hinein. Wieder werden Buchstaben auf dem See sein, die sich zu Worten formen. Andere Worte. Sie werden »Liebe, Freude, Leidenschaft, Hingabe an das Leben« lauten. Das ist meine Sehnsucht, das Leben mit meinem ganzen Herzen zu lieben, voller Hingabe und Freude. Leidenschaftlich möchte ich tanzen. Tanzen für das Leben, für jedes Lebewesen, ob gut oder böse. So lange tanzen, bis Lichter um mich herum funkeln, bis zum Himmel hoch leuchten.

Eine schrille Trillerpfeife ertönt, die Passagiere werden zum Einsteigen gebeten. Großmutter hat mir verboten, beim Abschied der Eltern zu weinen, damit der Abschied für sie nicht zu schwer wird. Ich weine nicht. Die Tränen fließen in meinen Körper und bleiben in meinem Hals; werden immer mehr, werden zu einem Stein. Ich weine nicht, weil ich die Eltern so liebe. Hier standen wir schon ein Jahr zuvor, um meinen Vater zu verabschieden. Nun fahren sie gemeinsam in das fremde Land. Die Leute erzählen, dort würde das Gold nur so auf der Straße liegen. Hoffentlich werden sie das Gold schnell einsammeln und wieder zurückkehren.

Dampfend setzt sich die Lokomotive in Bewegung und nimmt meine Eltern mit. Sie winken, wir winken. Papa hat rote Augen. Ich glaube, er weint auch in seinen Hals hinein. Mama weint ganz doll. Hoffnungslos schreie ich stumm: »Bleibt hier!« Nun habe ich keine Eltern mehr, nur noch zwei Großmütter. Bis meine Eltern kommen, werden wir bei der Großmutter in Istanbul bleiben. Die Mutter meines Vaters,

»Babaanne«, wird auch dabei sein, als Unterstützung für Großmutter.

Eine strenge Stimme holt mich aus meinen Gedanken heraus. »Willst du hier stehen bleiben, bis deine Eltern zurückkommen? Nimm deine Schwester an die Hand und bewege deine Beine!« Meine Schwester ist viereinhalb Jahre alt. Ich nehme sie an die Hand. Sie läuft gern weg und hält die Erwachsenen auf Trab. Sie hüpfte von einem Bein aufs andere, das tut sie auch gern. Ich glaube, sie ahnt noch nicht, dass Mama und Papa für lange Zeit weg sind. So laufen wir hinter unserer Großmutter her. Mein Bruder und ich haben unsere kleine Schwester zwischen uns. Sie merkt, dass irgendetwas nicht stimmt. Sie hält meine Hand ganz fest. Ich schaue zu Boden, damit keiner merkt, wie traurig ich bin. Am liebsten möchte ich nach Mama und Papa schreien. Sie sollen wieder zurückkommen. Plötzlich erfasst mich die Angst, sie kommen nie wieder zurück.

Abends im Bett weinen mein Bruder und ich. Ich frage ihn, wie lange es dauern wird, bis sie genug Gold gesammelt haben. Mitten in seinem Weinen fängt er an zu lachen. Er sagt Worte, die mir wehtun. »Dumme Heulsuse! Das ist doch nur eine Redewendung! Das sagen Erwachsene, wenn genug Arbeit da ist.« Ich bin so enttäuscht darüber. Mein Bruder ist sehr schlau. Er ist Klassenbester. Ich bin nicht so schlau. Zu mir sagen sie »Träumerin«. Ich würde immer träumen, was ja gar nicht stimmen kann, denn dann müsste ich ja Tag und Nacht schlafen. Nein, ich denke mir Geschichten aus. Diese Geschichten erzähle ich niemandem, nur manchmal meiner Schwester. Sie hört mir zu. Sie mag meine Geschichten.

Mama hat uns Geschichten vorgelesen. Damals haben wir am Schwarzen Meer gewohnt. Mama, Papa, Babaanne und meine Geschwister. Meine Geschichten erzähle ich jetzt den Bäumen, den Blumen und der Eule, die jeden Abend im

Maulbeerbaum vor Großmutters Haus sitzt. Ich erzähle ziemlich traurige Geschichten, weil es bei der Großmutter sehr traurig ist. Eines Tages, wenn ich groß bin, werde ich genauso schlau sein wie mein Bruder. Vielleicht ein bisschen schlauer sogar. Ich würde ihn deshalb nicht auslachen. Mama und Papa werden stolz auf mich sein. Von den Lehrern bekomme ich dann viel Lob. Ja, das alles ist ein Wunsch.

Die Eltern wollten uns bald nachholen. Fast zwei Jahre hat es gedauert. Es wurden die schlimmsten Jahre meines Lebens. Die Erlebnisse begleiten mich bis heute. Sie sind in meinem Kopf, in meinem Körper, in meiner Seele. Lange, lange Zeit konnte ich nicht darüber reden. Meine Zunge hat sich geweigert, Worte zu formen. Ein großes Schuldgefühl war ständig mein Begleiter, gepaart mit ungeheurer Angst und Scham.

Nach sehr kurzer Zeit wurde Großmutter immer strenger. Schläge waren an der Tagesordnung. Mama hatte mir einmal das Märchen von Aschenputtel erzählt. Ich stellte mir vor, ich wäre Aschenputtel. Wir durften Mama und Papa nicht erwähnen. Mein Bruder meinte, es würde sehr lange dauern, bis sie kämen. Ich sehnte mich nach unserem Zuhause.

Ich sehnte mich so sehr nach der Schirmschokolade, die Papa uns jeden Tag nach der Arbeit mitgebracht hatte. Es waren drei kleine Schirme. Blau, rot, grün mit weißen Punkten drauf. Jedes Mal haben wir uns um die Farbe gestritten. Ich glaube, Papa hatte Spaß an unserem Streit. Mein Bruder wollte immer Blau. Seiner Meinung nach war das eine Farbe für Jungen. Meine kleine Schwester wollte alle drei haben, weil das so schön bunt war. Papa hat es immer geschafft, dass wir drei auf seinem Schoß saßen und friedlich unsere Schokoladenschirme aßen. Irgendwann habe ich herausbekommen, dass das ein Spiel von ihm war. Ich habe mich nicht daran beteiligt. Ich wollte die Schokolade und habe abgewartet.

Zu diesem abendlichen Paparitual gehörte das Mamaschimpfen, denn Süßigkeiten vor dem Abendessen waren eigentlich verboten. Aus der Küche strömten wunderbare Düfte. Babaanne hatte die Nudeln selbst gemacht. Wir Kinder saßen um den kleinen runden Tisch auf dem Boden. Babaanne knetete den Teig mit schnellen, kräftigen Bewegungen. Danach nahm sie einen dünnen Stock und rollte den Teig zu einer flachen Schicht aus. Ganz zum Schluss schnitt sie ihn mit einem großen Messer in Streifen, die dann zum Trocknen auf Papier gelegt wurden.

Beim Abendessen erzählten wir Papa, wie wir beim Nudelmachen mitgeholfen hatten. Papa lobte uns. Nur Babaanne hatte uns nicht als Unterstützung empfunden. Ich glaube, sie hatte den ganzen Tag auf diesen Moment gewartet, um Papa erzählen zu können, unter welch schwierigen Bedingungen sie die Nudeln machen musste, weil wir mit dem Teig spielen oder Formen ausschneiden oder von dem rohen Teig essen wollten. Babaanne konnte es nicht leiden, wenn sie bei ihren Teigarbeiten gestört wurde. Am liebsten war sie dabei allein und betete. Wie sollte ein Kind das verstehen?

Nachdem Papa Babaanne beruhigt hatte, sagte er: »Wahrscheinlich warst du sehr beschäftigt, als die Kinder dir geholfen haben.« Aus dem Gesicht meiner Mutter konnte ich sehen, dass sie damit sehr zufrieden war. Babaanne hat nämlich viel geschimpft. Am meisten mit mir, zum größten Teil ohne Grund. Sie mochte mich nicht. Ihre Lieblinge waren mein Bruder, weil er ein Junge und dazu auch noch sehr schlau war, und meine Schwester, weil sie klein und wie ein Junge war. Ich war sehr zierlich, weinte viel. Ich hatte immer das Gefühl, mich nicht verständlich machen zu können. Es war eine Mauer zwischen mir und den Erwachsenen. Ich glaube, ich bin mit dieser Mauer zur Welt gekommen.